Zu den

öffentlichen

Prüfungen in der Domschule,

welche

am Montage den 13. März von 8 Uhr an

mit der dritten und ersten,

am Dienstag d. 14. d. M. ebendann

mit der vierten und zweiten Classe

angestellt werden sollen,

so wie

zu den am Mittewochen d. 15. d. M., Vormittags 10 Uhr

im Rathhaussaale

zu haltenden

Reden der abgehenden Schüler

ladet alle verehrte hohe Behörden unserer Stadt und alle Gönner

und Freunde der Schule

ehrerbietig und geziemend ein

Friedrich Lübker,

Doctor der Philosophie und Conrector der Domschule.

Voran:

Zur Charakteristik des Horaz.

Schleswig, 1837.

Gedruckt im Königlichen Taubstummen-Institut.

Zur Charakteristik des Horaz.

Die Geschichte der Literatur ist überhaupt eine doppelte, nemlich eine äussere und eine innere; die äussere, durch eine mehr oder minder grosse Zahl von Notizen und Erinnerungen gefördert, ruht auf einer festeren Basis als die lediglich auf einer tiefern geistigen Anschauung der Erzeugnisse selbst begründete innere, und erfreuet sich daher seit früher Zeit einer rüstigeren Bearbeitung. Die wahrste und vollendetste Gestalt der Literaturgeschichte aber ist die innige Verschmelzung und Durchdringung beider. Hat nun unsere Zeit die allseitige und organische Erfassung des gesammten Alterthums richtig als die Lösung ihrer Aufgabe in diesem Zweige der Wissenschaften erkannt: so ist dazu die innere Literaturgeschichte noch weit fruchtbarer als die äussere. Die äussere nemlich gibt das historische Detail über alle irgendwie im Gebiete der Literatur vorkommenden Namen nach einer treuen Ueberlieferung, nur mit kritischer Sichtung des Einzelnen; sie ergeht sich also in der bunten Reihe der Zufälligkeiten, in die nur eine chronologische Folge oder ein äusserliches Fachwerk Ordnung bringen kann. Das Wesen aber und den Geist gibt die *innere*, die daher auch nicht *neben*, sondern *in* jener besteht; jede äusserliche Absonderung kann also auch nur eine vorläufige sein, um jede der beiden Seiten desto genauer zu ergründen. Ist dieses durch die Bemühungen vieler Einzelnen an den einzelnen Schriftstellern erreicht worden, dann wird ihre Hineinbildung in die äussere Geschichte und somit die Vollendung des Ganzen nicht mehr fern sein. Ein neues, wesentlich förderndes Element wird aus ihr erwachsen einmal für die Wissenschaft, anderen Theils in gleichem Masse für alle philologische Praxis und Interpretation. Denn indem sie uns das innere Leben der Literatur entwickelt zeigt sie uns, wie das Volk den allgemeinen Geist erfasst und sich angeeignet, und, wie diesen also national gewordenen Geist wiederum die Repräsentanten der Nation, die Schriftsteller und besonders die Dichter, ausgeprägt haben. Die sittliche Idee in ihren vielen und mannichfaltigen Erscheinungen lässt das Leben keines Volks unberührt; sie spiegelt sich in demselben und das davon zurückgeworfene Bild zeigt

das richtigste Gepräge des individuellen Volkscharakters. Ein kaum übersehbarer Stoff dazu liegt in des Volks Geschichte und Sitte, Sprache und Literatur, Kunst und Wissenschaft, in den Instituten seines Staats- und Privat-Lebens; hier sähe man, *wie* alle höheren Interessen, die die Welt bewegen, das Alterthum durchdrungen haben, und die Vollendung dieser Aufgabe würde ein neuer und wesentlicher Theil der Alterthumswissenschaft, eine Ethik des Alterthums, sein *). Wiederum: kein Schriftsteller, er sei Prosaiker oder Dichter, kann den Einfluss seiner Zeit und Nationalität verleugnen, am wenigsten die Alten, auf die das öffentliche Leben so grossartig einwirkte; in der Wissenschaft kann einer seiner Zeit vor*aus*geeilt sein, als Mensch steht er *in* seiner Zeit; je weniger aber vor dem behandelten Objecte die Subjectivität des Schriftstellers zurücktritt, wie bei dem Dichter, desto stärker athmet aus seiner Schöpfung, dieselbe mag auch daneben noch so viele Spuren seiner Persönlichkeit an sich tragen, der ganze Geist der Zeit.

Horaz war weniger ein Günstling seiner, als aller folgenden Zeiten; mit dem Zeitalter, in das ihn die Natur gestellt hatte, harmonirte er wie viele seiner edleren Zeitgenossen nicht. Aber er hat das wahre Wesen seiner Zeit durchschaut, und indem er über ihr steht und gegen sie in die Schranken tritt, bildet sich zum Theil schon die Aufgabe und der Inhalt seiner Poësie. In dem Horaz haben sich offenbar zwei verschiedene Naturen verbunden, die satirische und die epische; oder gab ihm der Einfluss von aussen vielleicht ursprünglich eine noch viel unruhigere satirische Richtung, so glich sich solches doch allmählich zu einer grösseren und fast epischen Ruhe aus; in dem umfassenden Stadium seines dichterischen Lebens von dem 24ten bis zum 57ten Jahre, (nach der richtigeren Annahme Kirchners: quaestiones Horatianae p. 40 f.), konnte sich dieses bequem fortschreitend entwickeln, in der Mitte aber stand er dann auf mehr lyrischem, aber niemals völlig ungemischtem Standpuncte. Hieraus lässt es sich denn wenigstens andeutungsweise erklären, dass der Fortgang seiner dichterischen Production von den Satiren und Epoden zu den drei ersten Büchern der Oden, in denen noch manche und zum Theil die frühesten von einem satirischen Zuge die deutlichsten Spuren tragen, und endlich zu dem ersten Buche Episteln, dem letzten Buche Oden und dem letzten Buche Epi-

*) Zu diesen schönen Unternehmungen liegen immer nur noch einzelne, wenn auch unschätzbare Baustücke vor. Die Arbeit von F. A. Nüsslin: Erklärung der Homerischen Gesänge nach ihrem sittlichen Elemente, wovon der 6. Gesang der Odyssee als Probe, Mannheim 1834, erschien, weckt lebhafte Wünsche nach Vollendung des Ganzen. Nicht minder begierig muss die Fortsetzung von K. Hoffmeisters Beiträgen zur wissenschaftlichen Kenntniss des Geistes der Alten, Essen 1831 und 32, zum Frommen der Wissenschaft erwartet werden!

steln ein ganz naturgemässer, kein zufälliger ist; aber auch begreiflich machen, dass der Unterschied zwischen den Satiren und den Episteln ein viel grösserer und tiefer liegender ist, als es auf den ersten Anblick erscheint, selbst als hie und da noch angenommen wird. Allein hier drängen sich nun unzählige Fragen dem weiter in das Einzelne Eingehenden auf, wie er sich dem religiösen Glauben, dem wissenschaftlichen Sinne, dem philosophischen Streben, selbst der Kunst seiner Zeit angeschlossen oder entgegengestellt habe; ob er nicht vielmehr in diesen und vielen andern Richtungen völlig ein Zögling und Nachahmer der Griechen gewesen sei. Blicken wir zunächst auf eine dieser Richtungen. Der Dichter ist in seinem philosophischen Treiben kein Anhänger eines bestimmten einzelnen Systemes, weder des stoischen noch des epikuräischen, ja er darf ohne genauere Bestimmung nicht einmal als Eklektiker gelten: in seinem klaren, praktisch tüchtigen und regsamen Sinne verdrängte der schöne goldene Baum des Lebens leicht jede graue Theorie. Das war es eben, warum ihm der auf die Spitze getriebene Stoicismus so lächerlich wie verächtlich war, je mehr in demselben das Ideal des Weisen zu seinem Abbilde im Leben in schroffen Gegensatz trat. Diess wenigstens galt von den Stoikern der Wirklichkeit, wenn gleich ihre Philosophie mit dem praktischen Leben in der engsten und genauesten Verbindung stehen sollte, und sie sogar gegen die musse- und betrachtungsvolle Lebensweise eiferten, die Aristoteles empfahl (Heinr. Ritter Geschichte der Philosophie. III. 517). Zuvor wendet Horaz sich mit seinem ganzen Eifer zu *einem* Theile der Philosophie hin, nemlich zur Betrachtung des sittlichen Lebens: Epist. 1, 1, 11. quid verum atque decens curo et rogo et omnis in hoc sum; aber er verlacht in demselben Augenblicke die vor lauter Philosophie nie zur That kommenden Weisen, eben weil es ihm stets um eine lebendige und tüchtige Reproduction des als Aufgabe des Lebens und Handelns Erkannten zu thun ist. Das. 12. condo et compono quae mox depromere possim. Sein Geist lässt sich fortwährend von einer Schule zu der andern tragen, nirgend lange verweilend, um die Gelegenheit zu der That nicht zu verlieren, denn ihn quält die Zeit, die dafür verloren geht. Das. V. 23—26. Dabei geht er in das öffentliche Leben (civiles undae, v. 16) nur als strenger Hüter der wahren Tugend. Das. 16—17.

Nunc agilis fio et *versor* civilibus undis,
virtutis verae custos rigidusque satelles.

Diese Verse sind hier vollständig angeführt, um zu sehen, ob darin vielleicht nach dem Zusammenhange dieser allgemeineren Untersuchung die LA. der ältesten Handschriften *versor* gegen das so bestechende *mersor* vieler Handschriften und älteren Ausgaben sich schützen liesse. Zuvörderst nun bezeichnen die civiles undae nicht das eigentliche Staatsleben, so dass der Dichter dadurch seinen Antheil an den Geschäften der Staatsverwaltung zu erkennen gebe; sondern das Gewoge des bürger-

lichen Lebens, wo sich die entgegengesetzten Gestalten der Sittlichkeit in unzähligen Beispielen offenbaren. Eine active Bedeutung, die nicht zugleich passiv wäre, erhellt für *agilis* auch aus Seneca de tranquill. animi c. 2 nicht; vielmehr heisst es: beweglich, regsam und daher nach aussen thätig. Nun ist allerdings keine Frage, dass *mersor* zu dem Bilde der Wellen an und für sich sehr gut passt (wozu ja auch Catull. 63, 13. *mersor fortunae fluctibus*, ein Analogon bietet), aber daraus folgt keine Nothwendigkeit für die Beibehaltung desselben, da der ganze Zusammenhang entscheiden muss, und es kann das sogar noch zur Verdächtigung beitragen. Was ist nun aber passender: dass der strenge Beobachter und Tugendhüter sich in die Fluthen des bürgerlichen Lebens *versenkt, vertieft*, oder dass er sich von denselben *tragen*, im Kreise herum bewegen lässt? Und es lag doch wohl nicht in des Dichters Absicht, den Abgrund sittlichen Verderbens damit bezeichnen zu wollen? Läge dann nicht zugleich auch darin, dass er sich vertieft und verliert, dass ihn kein flüchtiger Drang, sondern eine anhaltende, tiefeindringende Theilnahme dahin führte? Vielmehr kann, wer sich von diesem Auf und Ab (undae), diesem Hin und Her (versor) des Lebens der Menschen eine Weile hat fortführen lassen, leicht wieder von diesem Meere in behender Thätigkeit sich entfernen und unvermerkt auf den festen, trockenen Boden eines ruhigen, behaglichen Lebensgenusses bei Aristipp zurückgleiten; und der Blick für eine richtige Beobachtung der Menschen wird dabei sich weit ungetrübter erhalten. Auf jeden Fall aber liegt wohl keine unmittelbare Hindeutung auf seine Theilnahme am Stoicismus darin, so wie auch im folgenden Verse der Name Aristipps nur dazu dient, um diejenige durch das eigene Gemüth gewonnene Lebensansicht kenntlich zu machen, deren Wesen sich in dieser Schule concentrirt. Im Ganzen stand nemlich Horaz seinem wahren Geiste nach mehr auf dem Standpuncte des seiner Zeit mit sittlicher Kraft entgegen arbeitenden Stoikers als des mit dem Strome schwimmenden Epikuräers. Aber in vielen Stücken lagen die Kreise ihres Lebens und Denkens ganz ausser einander. In dem Streben nach Tugend und dem Glücke einer leidenschaftslosen Ruhe begegnete Horaz wieder den Stoikern, wiewohl beide von ganz verschiedenen Standpuncten, des Lebens und der Erkenntniss, ausgegangen waren, und auch am Ende ihre Wege wieder weit aus einander liefen. Denn der stoischen Strenge in ihrer formalen Beziehung auf die Gegenstände des Lebens, die sich selbst zum Theil an dem starren Widerspruche mit edleren Naturen und einem reineren Leben bald brechen musste, war der Dichter abhold; er erstrebte selbst und forderte bei Anderen die wahre virtus nach ihrer ganzen Tiefe und Reinheit, liess alles Uebrige in seinem Werthe dahingestellt sein oder bestehen, ohne dadurch in den Conflict zwischen Gutem, Vorgezogenem (*προηγμένον*) und Gleichgültigem (*ἀδιάφορον*) zu gerathen. Ritter Gesch. d. Phil. III, 499. 625. 27 ff. So näherte er sich freilich von der anderen Seite dem Epikur,

weil nur ein von Leidenschaften freies Gemüth der Tugend und des Glückes fähig schien. Wenn dieser nemlich (Ritter III, 494) das höchste Gut eigentlich in die Unempfänglichkeit des Weisen für körperliche Unlust setzte, und demgemäss die Erinnerung an das vergangene, das Gefühl des gegenwärtigen und die Furcht vor dem zukünftigen Uebel ganz aus der Seele entfernen wollte; so also, dass weder (objectiv) das Uebel zerstört, noch (subjectiv) die Mittel gegen dasselbe geschärft werden, folglich nur ein passives, gefühlloses Ertragen des Uebels erzeugt und gewonnen wird: so sind das die Grundsätze, zu denen der Dichter die Mittel, es ist die Theorie, zu der er die Praxis leiht *). Belege hiezu sind: Od. I, 7, 17. 31. 11, 6. 18, 4. 26, 1. II, 11, 17. u. s. f. Hierbei muss Horaz, weil wir denselben darin nicht ganz consequent finden, entweder die seiner Nation eigenthümliche strenge Scheidung zwischen dem Allgemeinen und Individuellen im Leben des Staats (publicus—privatus) angenommen und also zwischen den allgemeinen Leiden der Zeit und den besonderen Schicksalen des Einzelnen; oder er muss auch, vielleicht noch mehr, zwischen den ihrem Ursprunge nach an sich verschiedenen Leiden geschieden haben. Seine, mehr stoischen Geist athmende Ausrüstung des Weisen mit den Waffen ruhigen Muthes und leidenschaftsloser Standhaftigkeit ist eben gegen die Leidenschaft masslosen Begehrens und die daraus folgenden Leiden gerichtet, wodurch in immer gesteigertem Masse der Seele Unruhe und Qual bereitet wird. Epist. I, 3, 26. Dagegen ist er bei den von aussen kommenden, unabänderlichen Fügungen des Schicksals ein Epikuräer, ohne Sehnsucht nach dem höheren Haltpunct, dessen lebendiges Bedürfniss damals doch auch schon, nahe vor seiner Erfüllung, theilweise die römische Welt durchdrungen hatte. — Diese Berührungspuncte des Dichters mit der Philosophie seiner Zeit stammten aber weniger aus dem Studium derselben, als aus seiner eignen Natur. Denn er schöpfte überall mehr aus dem Leben als aus der Schule; er blickt mit Missbehagen auf den Zwiespalt zwischen beiden, den sein Zeitalter hervorgerufen hatte, er misbilligt die leeren Rednerkünste und ihre zeitraubenden Uebungen und weist dagegen auf die einfach wahrste Quelle der Sitte und des Lebens in dem Homer hin: so Brief I, 2 an den jungen Lollius. Das ist denn also auch seine Nachahmung der Griechen, die aber kein Vorwurf, sondern des Dichters Ruhm ist; von einer charakterlosen Nachbetung ist bei ihm keine Spur vorhanden, zum Uebersetzer hatte er, um Jean Pauls Ausdruck auf ihn anzuwenden, nicht weibliches Genie genug, wie die des Dichters Selbständigkeit immer nicht ganz

*) Wohl mag man Bitterkeit und Schmerz, ja Verzweifelung darin finden, wie es bei P. E. de Lasaulx de mortis dominatu in veteres. Monaci 1835. S. 27. ausgesprochen ist. Auf die weitere Lebensanschauung unseres Dichters geht diese interessante Arbeit, so nahe es ihr auch lag, leider nicht ein.

verleugnende Nachbildung des Anfangs der Odyssee schon verräth. Also im Grossen und Ganzen nur schloss sich der Dichter an solche griechische Vor- und Urbilder unvergänglicher Schönheit und Wahrheit an, theils überhaupt nach der leicht begreiflichen Vorliebe und Sehnsucht, womit ein edles Gemüth aus einer wirren, bodenlosen Zeit in die Vergangenheit und in die Ferne flieht, theils auch mit Rücksicht auf Form und Charakter der hellenischen Nation und Literatur, die ihm so unendlich viel mehr bot, als sein geistig erst so spät wach und mündig gewordenes Volk, das dazu in protaischem Thätigsein nach Aussen des Geistes und Sinnes für Dichtkunst sich zu entschlagen schien. Wie wenig daher auch die Annahme ausdrücklicher Nachahmungen in den einzelnen Fällen zu rechtfertigen ist, wird sich noch näher zeigen.

Diese Nachahmung galt aber nicht bloss vom Horaz, sondern mehr oder weniger von dem ganzen Volke; nicht sowohl von seiner poëtischen Form als vielmehr von seinem ganzen Wesen. Der römische Göttercultus, ob er gleich in sich die verschiedenartigsten Elemente vereinigte, und unzählige, auch den einsichtsvollsten Römern unverständliche Formen begriff, war doch in so fern dem Volkscharakter angemessen, als das ganze Ceremonial derselben dem Streben des Volks nach dem relativ Vollkommenen entsprach, auf das Bedürfniss und die Zweckmässigkeit eingerichtet war. Aber in einem solchen Götterglauben konnte nichts als die endlose Personificirung abstracter Eigenschaften, die in Tempeln, Statuen, Säulen u. s. w. bis zur unsinnigsten Vereinzelung und Zerspaltung einer patricischen und plebejischen pudicitia verehrt wurden, Stoff oder Form für dichterische Behandlung bieten. J. A. Hartung Religion der Römer I, 246. 249 ff. Die redende Kunst musste hier — wir können freilich nicht angeben, wie weit *) — der bildenden folgen; war diese nun auch schon in manchem unverächtlichen Werke nach Italien hinübergesiedelt, so war es doch das Princip der Kunst nach der griechischen Auffassung als Schönheit, was dem römischen Dichter vorschweben musste. Die Feier des *Mercurius* finden wir theils anderswo, theils Oden I, 10. Bei derselben begegnet uns freilich wieder zunächst die alte, schon vom Porphyrion herstammende Annahme einer nachgeahmten oder gar übersetzten alcäischen Ode. Allein nach Allem, was wir aus den Mittheilungen und Fragmenten bei Pausanias, Hephästion, Athenäos und dem Rhetor Menander (A. Matthiae Alcaei Mityl. fragm. p. 24 f.) auf dieses griechische Vorbild des Horaz schliessen können, war in ihm entweder überhaupt ein

---

*) Die Geschichtschreiber der bildenden Künste (H. Meyers Gesch. d. bild. Künste b. d. Griechen u. Römern. Zeit ihres Abnehmens. Dresden, 1836. S. 136 ff. 151 ff.) haben weniger diesen Punct als die Einflüsse auf politische und moralische Verhältnisse und auf das Allgemeine der Literatur erörtert.

anderer oder wenigstens ein viel specellerer Stoff aus dem Sagenkreise des Hermes behandelt, von seiner Geburt, von dem Raube der Rinder des Apollo, von seinem Amte als Mundschenk der Götter u. s. w. Mag nun ursprünglich die Idee des Hermes wohl nur die eines in jeder Art anstelligen und gewandten Boten zur Vermittelung des Götterwillens gewesen sein (vgl. Nitzsch zu Hom. Od. I, 84), wenn wir nicht die Verschmelzung der altpelasgischen Naturgottheit mit dem thessalischen Götterdiener annehmen wollen (s. K. O. Müller Prolegomena zu e. wissensch. Myth. S. 355; K. G. Haupt quaestiones Aeschyleae 2, 90); so wurde er doch offenbar bald, indem Zeus als oberster Gott die höchste Intelligenz ist, Hermes als Bote des Zeus „der die höchste Intelligenz als Diener vertretende Gott, welcher im Auftrag des Allwaltenden die Weltharmonie und das Weltregiment thätig ausführt;“ in sofern muss er aber auch „selbst ein Gott der Intelligenz sein, Denken, Rede, Zählen, und die Kunst und Bildung, wie alles geistig Geordnete, müssen unter seine Functionen gehören und seinem Wesen anhaften.“ K. Schwenck mythologische Skizzen. Frankf. a. M. 1836. S. 32; vgl. R. H. Klausen in Berl. Jahrbb. 1836. Nr. 98, und Lasaulx de mortis dominatu in veteres p. 44, not. 1. Jene Bedeutung des Gottes musste sich aber noch um so viel eher dem Römer aufdrängen, als derselbe in seinem Glauben an den obersten der Götter den von griechischen Schriftstellern überkommenen, seltsamen Wust mythologischer Vorstellungen fahren lassend (Hartung Relig. d. Röm. I, 248), mehr ein Abstractum der Idee unter mancherlei Nuancirung als Gott der Natur, Lenker der Schicksale, Rächer des Verbrechens u. s. w. in ihm festhielt. Demgemäss preist auch Horaz in dem Mercur die weltkluge Weisheit, die die Gabe der Rede im Verkehre der Menschen zu Gutem und Bösem zu nutzen weiss; und, an keiner Stelle des Handelsgottes gedenkend *), hat Horaz hier unfehlbar, der geistvolleren Auffassung griechischer Dichter sich anschliessend, einen andern Weg betreten, als worauf die römische Volksvorstellung zu gehen pflegte. Diese nemlich hielt in ausschliesslich praktischem Sinne den Gott des Handels, der Vermittelung und der Unterhändler fest, wie der Name desselben andeutet und seine

*) Etwas anderes ist es natürlich, wenn der Dichter in seinen Satiren Scenen aus dem Volksleben vorführt, in denen z. B. dem Damasippus sein Kaufmannsgenie bei den zahlreich besuchten Auctionen den Namen eines Lieblings des Mercur oder gar des Mercur selbst erworben hatte, Sat. 2, 3, 25, oder wenn er den Stertinius im Gespräche mit einem Kaufmanne denselben gebrauchen lässt, das. 68. — Uebrigens bedienten sich auch andere Dichter dieser Freiheit, an die griechische Idee solcher Gottheit sich zu halten, da die römische für die Poësie unfähig war, wiewohl oft mit dem Bewusstsein einer durch das Alter schwach gewordenen Tradition, wie Virgil Aen. 8, 140 mit dem Beisatze: auditis si quidquam credimus, vgl. 4, 237 ff.

Verehrung im römischen Cultus zeigt, man mag jenen nun auf merx zurückführen, oder von medicurrius, ähnlich dem internuncius, herleiten, wozu meridies, medius dies, etwas Analoges bieten würde. Hartung R. d. R. 2, 260. In der alten hellenischen Fabel kam Hermes zwar auch als Gott des listigen Gewinns und gewandten Verkehrs (*κερδῷος*), als Geber jedes unverhofften Vortheils oder Vermittler eines zufälligen Fundes (*ἐριούνιος, δώτωρ ἐάων*) vor; allein ohne dass eine mercantilische Bedeutung desselben besonders hervorgetreten wäre. Was Horaz Oden III, 11 an dem Hermes *λόγιος* als Vorsteher der redenden Künste in schönen, individuellen Zügen ausführt, das ist in I, 10 nur ein einzelner, voranstehender Zug. Dieser aber und der unmittelbar darauf folgende Zug, die Ertheilung leiblicher Kraft in den vom Hermes vorgestandenen gymnischen Uebungen waren auch neben seiner Darstellung als Vollstrecker der Befehle Jupiters die beiden vornehmsten Gegenstände für die Auffassung dieses Gottes von Seiten der bildenden Kunst. K. O. Müller Archäologie der Kunst, S. 505. Diess hatten die Römer also mit der Kunst und ihren Werken von den Griechen überkommen; V. 7 u. 8 jener Ode weisen auf den *κερδῷος* hin; V. 9—12 enthalten einen bedeutsamen, nicht unwahrscheinlich dem Alcäus entlehnten Zug, was vielleicht der Scholiast auch nur hat sagen wollen, da er zu dieser Strophe seine frühere allgemeine Bemerkung wiederholte; V. 13—16 weisen mit ihrem, eine bestimmte hellenische Sage verrathenden Inhalte wieder auf eine griechische Quelle hin, und der Schluss gibt in dem Seelengeleiter eine wesentliche Seite des hellenischen Mythos. In der ganzen Ode ist mithin keine rechte Spur von dem eigentlich römischen Cultus, und es ist daher in sich höchst unwahrscheinlich, dass Horaz diese Ode sollte für die Mercursfeier am 15. Mai gedichtet haben. In solchem Sinne Gelegenheitsdichter war Horaz überall nicht; und es mögte wohl fraglich sein, wie die Nachricht bei Sueton im Leben des Dichters zu fassen sei: August habe solchen Antheil an des Dichters Leistungen genommen, ut non modo *seculare carmen* componendum injunxerit, sed et Vindelicam victoriam Tiberii Drusique privignorum, da der Dichter sich mehrfach gegen solche Zumuthungen oder Aufforderungen, im Gefühle der Unbehaglichkeit bei so von aussen gegebenem Stoffe, auflehnt; da von kritischer Seite überdiess die so vielfach verstümmelte Vita bei Sueton nicht die sicherste Gewähr gibt. Kirchner quaest. Horat. p. 8, not.

In wie fern ist denn aber Mercur der Schutzgott der Dichter? Horaz sagt Oden 2, 7, 13 f., Mercur habe ihn aus der Schlacht getragen; das. 17, 29 ist Faunus der custos Mercurialium virorum; nicht anders ist auch Sat. 2, 6, 5, worin Heindorf mit Unrecht den gewinngebenden Mercur erkennen will, der Schutzgott der Dichter gemeint. Ferner aber stehen die Dichter auch unter dem Einflusse und der Obhut des Bacchus, Od. 2, 19. 3, 25. Epist. 2, 2, 78; man vgl. die weiteren Belege bei Th. Schmid zu Epist. 1, 19, 4. Endlich aber war auch Apollo's und der

Musen Vorsteherschaft der Poësie dem Horaz keineswegs fremd. Od. I, 31, 20. 32, 13. III, 4, 30. IV, 3, 1; und es frägt sich also nur, in welchem Verhältnisse diese historisch zu einander standen, welche Beziehungen der Dichtkunst dieselben einzeln vertreten haben mögen. Nicht aus dem historischen Sagenkreise des Gottes arbeitete sich jedes Mal seine Einwirkung auf die Dichter hervor; vielmehr führten die römischen Dichter, als deren wahrster Repräsentant hierin Horaz gelten kann, ihre Abstractionen auf solche Götterwesen zurück. Dabei mögen wir die Einheit manchmal vermissen; sie gelangten zu demselben Bilde oft auf ganz verschiedenen Wegen, woher es denn leicht erklärbar wird, wenn die eine Stelle auf einen ganz anderen Ursprung zurückzuführen ist als die andere. Im Wesentlichen war die *Mercurs*idee eine Andeutung, dass zu der Poësie eine das gewöhnliche Mass überschreitende Klugheit, ein schlaues Ueberblicken des Lebens, eine listige Benutzung seiner Schattenseiten (und zwar nicht grade *ausschliesslich* in der Satire) gehöre, oder insofern daraus am ehesten der eigenthümliche Begriff des doctus für den Dichter (s. die Ausleger zu Od. 1, 1, 29) sich entfalten liess; an anderen Stellen mag er mehr als ländlicher Gott, wie er bei Hesiod Theogon. 444 ff. vorkommt, in Verbindung mit Faunus (s. oben und ausserdem III, 18), auf den, ländliche Ruhe und Einsamkeit suchenden Dichter bezogen worden sein, welche Vorliebe Epist. 2, 2, 77 ff. bestimmt ausgesprochen wird, s. das. auch die Anm. bei Th. Schmid. *Bacchus* ist ein Gott der Begeisterung; wann diese dem Dichter in die Seele fährt, sei es im eigentlichen Dithyrambos oder in verwandter Poësie, so regiert und schützt ihn Bacchus; aus der zuletzt angezogenen Stelle erhellt jedoch noch eine andere Beziehung der Dichter zu ihm als ländlichem Gotte. *Apollo* wird offenbar in mehr als Einer Beziehung genannt; in seinem unmittelbaren Einflusse auf die Dichter ist seine allgemeine Bedeutung, durch Musik das Gemüth zu beruhigen und durch Weissagungen auf eine höhere Ordnung der Dinge hinzuweisen (K. O. Müller Archäologie der Kunst S. 462), in Oden, wie I, 31 am Schlusse, unverkennbar, während anderes, wie Od. III, 4, 64 ff., uns an den Gott erinnert, der das Gute in gemässigter Kraftanwendung fördert und schützt, aber jeden Uebermuth und Frevel bitter rächt. Unter dem Schutze der *Musen* endlich stand der Dichter in allen rein menschlichen Beziehungen, mitten unter den drohendsten Gefahren umschwebt den Dichter ihre wahre Fürsorge (Od. III, 4, 9 ff. 25 ff.), sie geben dem Dichter die Weihe schon bei der Geburt (IV, 3, 1 ff.), sie leiten seine Bestrebungen und sind ihm zu der Erreichung des vorschwebenden Musterbildes behülflich (Epist. 1, 3, 13), sie sichern seinem Namen einen Platz im Tempel des Nachruhms (Od. III, 30), und verschaffen ihm Beifall und Gunst vor der neidischen Menge (IV, 3, 15, 16 u. s. f.)

Wir kommen hiermit von selbst auf die nächstverwandte Eigenschaft des Abstrahirens und Personificirens, die bei Horaz wie bei seinem ganzen Volke in

einem sehr hohen Masse vorhanden war *). Wenn diess mit dem innersten Keime des Nationalcharakters so eng verwachsen ist, dass es die ganze Denk- und Redeweise durchdrungen und gefärbt hat; so kann hier nur davon die Rede sein, wie der Dichter die nationale Richtung in Abstraction, Bild, Personification, Allegorie u. s. w. erfasst habe. Von den Bedingungen und Einflüssen des sinnlichen Erkennens auf das Reden und Denken eines Volkes trägt immer Eine Periode seiner Sprache die deutlichsten Spuren; erst allmählich streifen sich dieselben ab, die Abstraction bewegt sich freier und fesselloser von den sinnlichen Anschauungen, das Bild wird zum Begriffe. Die Römer sind, kann man sagen, den umgekehrten Weg von Begriffen zu Bildern gegangen; und hierin hat es seinen Grund, wenn die Sprache sich von bestimmten, concreten Zügen zu den allgemeinsten und unbestimmtesten erhob, oder vielmehr verflachte, so dass sie Alter und Jugend, Gesundheit und Krankheit, Glück und Unglück, Treue und Untreue in je Einem Worte zusammen befasst hat; daher kommt es aber auch, dass es dem Römer so schwer wird, innerhalb der Sphäre eines Bildes genau zu bleiben, und Bild und im Bilde dargestellte Sache richtig von einander zu scheiden (vgl. Th. Schmid zu Epist. 1, 3, 19). Od. I, 35 an die Fortuna zu Antium gibt hiezu treffende Belege. Auch diess ist keine Gelegenheitsode im gewöhnlichen Sinne; denn es ist verworrene Dichtererklärung, wenn man den Zweck der Ode in der drittletzten Strophe sucht, das Voraufgehende als eine Einleitung dazu betrachtet, oder sogar die sechs Strophen nach der Anrede in der ersten, also Vers 5—28, in Parenthese schliessen will; oder endlich noch verkehrter, wenn man am Schlusse der dritten Strophe ein Punctum setzt und das Folgende als den eigentlichen Zweck des Anrufs der Göttin betrachtet, ohne an die dann wahrhaft entstellende Unterbrechung V. 17—28 zu denken. Des Dichters gewöhnlicher Gang in seinen Oden (ein höchst beachtenswerther Gegenstand für eine ausführliche Darlegung!) ist der Fortschritt entweder von einem einzelnen Dinge, einer Thatsache u. s. w. zu einem Allgemeinen, (vgl. III, 13), von wo er dann nicht selten wieder zu einer Einzelheit zurückkehrt, gewissermassen in den sichern Hafen individueller Erfahrung wieder einläuft; oder von einer allgemeinen Gedankenreihe zu der daran von selbst sich anknüpfenden Anwendung auf nahe liegende Fälle. So ist innerhalb des Inhalts einer Ode eine lebendige Fortbewegung enthalten und die Möglichkeit eines anscheinenden Sprunges von selbst gegeben, der bei der Annahme eines particulären oder ausser der Poësie selbst liegenden Zwecks weder natürlich noch statthaft wäre. Sehen wir aber nun näher auf das Einzelne, so hat der

*) Weder genau noch glücklich ist die Bezeichnung bei F. Hand in seinem an tiefer Einsicht so reichen Lehrbuche des lateinischen Stils S. 87, wo er als eine der Eigenthümlichkeiten der lat. Spr. das Streben nach concreter Auffassung und einen Mangel der Abstraction nennt.

Dichter die Fortuna zwar auf der einen Seite so individuell als möglich gefasst, indem ihm bei der Wahl mehr als eines Ausdrucks die Anschauung der bildenden Kunst vorgeschwebt haben muss; auf der anderen Seite aber auch wieder als die umfassendste und allgemeinste Macht vorgestellt, der Feinde und Freunde, Sieger und Besiegte von den Enden der Erde her dienen. Die äusserliche, sichtbare Verehrung dieser Macht ist dabei beständig mit dem inneren Gefühl der Abhängigkeit von ihr, ihr unsichtbares Wirken mit ihrer sichtbaren Gegenwart (praesentia) und mit dem davon hergeleiteten grösseren Einflusse auf die nächste Umgebung vertauscht oder verwechselt, eben weil ihm jedes solches Aeussere nur um seines Inneren willen da war, und er also, bei der Unfähigkeit, ein Bild durch alle seine Theile zum Ende hindurchzuführen, eilig zu dem reinen Gedanken zurückkehren musste. Weil dem Dichter ferner solche Wesen, Fortuna, Necessitas, Spes, Fides, die von Menschen verehrten und als solche existirenden Abstracta sind, so läuft ihr Vorhandensein unter den Menschen mit ihrer Anerkennung und Verehrung bei denselben auf Eins hinaus, und er durfte diejenigen näheren Bestimmungen, die eigentlich nur ihrer Verehrung und bildlichen Darstellung angehören, auf ihr abstractes Wesen als Eigenschaften, Zustände u. s. w. beziehen.

> Te semper anteit *saeva Necessitas*,
> Clavos trabales et cuneos manu
> Gestans ahena, nec severus
> Uncus abest liquidumque plumbum.
> Te Spes et albo *rara Fides* colit
> Velata panno.

Saevus ist nur die Eigenschaft belebter oder personificirter Wesen (Döderl. Synon. I, 40), die seltene Treue weist eben so wohl auf ihre seltene Verehrung bei den Menschen hin als auf ihre daraus von selbst folgende Bewahrung und Beobachtung. Wenn nun aber Horaz das Bild der Nothwendigkeit, der Alles in dem widerwärtigsten Gefüge der Umstände schonungslos zermalmenden äusseren Macht, die den Fügungen des Schicksals voraufgeht, so ausmalt, dass unsere grössten literarischen Kunstrichter es als frostig und verfehlt mit Recht haben bezeichnen dürfen, wobei Lessing (Laokoon, Berlin 1788, S. 118 f.) den Fehler aus der Wahl jener Attribute aus dem Bereiche des weniger Klarheit bietenden Gehörs herleitet, Herder dagegen in den kritischen Wäldern (Werke zur sch. Lit. u. Kunst XIII, 143 ff. 146), mit Verwerfung der Lessing'schen Annahme, ihn in der Composition der Attribute zu einem blossen Symbole findet: so darf wohl nicht vergessen werden, einmal für die Form, wie wenig die sprachliche Darstellung geeignet ist, eine lebendig in ihren neben einander stehenden Einzelheiten angeschaute Gruppe, Situation, Scene u. s. w. befriedigend und rasch vorzuführen, und dass besonders dem römischen Dich-

ter nach dem ganzen Standpuncte nationaler Denk- und Redeweise kein anderes Mittel gegeben war, aber auch für den Inhalt, eine wie furchtbare Macht dem ganzen Alterthume, das den Sieg und die unendliche Obmacht des Geistes über die Natur noch nicht kannte, die aus der Verkettung der Dinge und dem Drange äusserer, natürlicher Verhältnisse hervorgehende Nothwendigkeit war, gegen die weder dem menschlichen Willen noch auch selbst dem obersten, Alles nach höherer Einsicht leitenden Schicksale irgend eine Entscheidung übrig gelassen wurde. Bild und Gedanke laufen hier überall neben einander wie Text und Erklärung, so in der dritten, so in der sechsten Strophe jener Ode.

— — nec comitem abnegat,
Utcumque mutata potentes
Veste domos inimica linquis.
At vulgus infidum et meretrix retro
Perjura cedit.

Beim Scheiden des Glücks bleibt auch die Treue nicht; nein — die gemeinen Seelen wie die Freunde aus den guten Tagen entfliehen dann. So nemlich steht At für ein scharf hervorgehobenes Nein bei voraufgegangener Inclination des Gedankens (nicht immer auch der sprachlichen Form) auf das zu erwartende oder zu wünschende Gegentheil. Dass aber bei solcher Auffassung keine Aenderungen, wie das Bentley'sche *vertis*, nöthig oder zulässig sind, wird sich leicht von selbst ergeben.
